

## Versöhnung mit dem Johannes-Evangelium

Dr. Eva Harasta

Bericht zur Tagung „Liebe oder Hass?“

Am 23. und 24.3.2015 im Konsistorium der EKBO

Das Evangelium nach Johannes gilt als besonders anti-jüdisch. Johannes erzählt, dass „die Juden“ Jesus missverstehen, ihn leugnen und bekämpfen, dass sie zweimal versuchen, Jesus zu steinigen (Joh 8,59 und Joh 10,33); dass sie seinen Tod beschließen und aktiv betreiben. Schließlich legt das Johannesevangelium sogar Jesus selbst eine drastische Polemik in den Mund, wenn die Juden als „Kinder des Teufels“ bezeichnet werden (Joh 8,44). Das Johannesevangelium, dieses Lieblingsevangelium christlicher Theologen, hat damit zur verheerenden Wirkungsgeschichte des christlichen Antijudaismus deutlich beigetragen. Verkündigt das Johannesevangelium nur für Christen eine Botschaft der Liebe, ansonsten aber eine Botschaft des Hasses? Was lässt sich aus jüdischer Perspektive zum Johannesevangelium sagen? Lässt es sich aus jüdischer Perspektive anders auslegen? Die Tagung „Liebe oder Hass? Juden im Johannes-Evangelium“, die die Evangelische Akademie zu Berlin gemeinsam mit der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) am 23. Und 24. März durchführte, widmete sich diesen Fragen. Dr. Yuval Lapide, jüdischer Religionswissenschaftler, hatte eingewilligt, sich aus jüdischer Sicht mit dem Johannesevangelium zu beschäftigen.

„Das Johannesevangelium ist eigentlich ein *Midrasch*, der *Midrasch* des *Jochanan*, der das Judentum intim kennt und liebt!“ –Yuval Lapide unterzog das Johannesevangelium einer entschiedenen und kreativen *re-lecture* aus jüdischer Sicht. Seine Absicht war, die antijudaistischen Anteile des Johannesevangeliums zu „entgiften“ und so zur Versöhnung zwischen Christen und Juden beizutragen. „Der Midrasch des Jochanan bezeugt einen innerjüdischen Konflikt! Die Theologie der johanneischen Gemeinde kann man nur verstehen, wenn man sie in den Kontext der reichen jüdischen Tradition im 1. und 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung stellt.“ Die Deutung der antijudaistischen Passagen hänge zentral ab vom inneren Bild „der Juden“ bei den Auslegerinnen und Auslegern selbst. So verband Lapide eine Zeitreise ins jüdische 1. Jahrhundert nach Christus mit einem sehr aktuellen Plädoyer für Versöhnung. Zur Versöhnung zwischen Christen und Juden gehöre es auch, dass biblische Stereotypen überwunden werden und die christlichen Auslegerinnen und Ausleger sich bewusst und ausdrücklich abkehren von der antijudaistischen Deutungstradition.

Dr. Lapide bezog sich einerseits auf den historischen Kontext und die innere Struktur des Johannesevangeliums und legte andererseits konkret einzelne Texte aus, so den Johannesprolog, die Begegnung zwischen Jesus und der Samaritanerin am Jakobsbrunnen und die Heilung des Gelähmten am Teich Bethesda. Auf die drei Vorträge von Yuval Lapide folgten jeweils kurze Reaktionen aus christlicher Sicht. So betonte Dr. Andreas Goetze, der Landespfarrer für interreligiösen Dialog der EKBO, in Reaktion auf den Vortrag zu Kontext und Struktur des Johannesevangeliums: „Es zeigt sich, wie wichtig es ist, den Kontext biblischer Texte zu beachten. Es verändert vollkommen den „Sitz im Leben“, wenn biblische Texte, die einer bedrängten judenchristlichen Minderheit Trost und Vergewisserung geben möchten, später von einer machtvollen und heidenchristlichen Kirche dafür genutzt werden, die Anderen, „die Juden“, pauschal zu diffamieren und zu unterdrücken.“ Innerjüdische Diskurse im Zusammenhang des entstehenden rabbinischen Judentums seien in der Tat zentral für das Johannesevangelium gewesen, so Goetze. Aber das Johannesevangelium stünde auch im Kontext der hellenistischen Kultur und verrate eine ebenso tiefe Kenntnis des hellenistischen Judentums.

In seiner Auslegung des Johannesprologs wies Yuval Lapide minutiös dessen Quellen in der Hebräischen Bibel auf. Besonders die erste Schöpfungserzählung (Gen 1) und Texte aus der prophetischen Tradition hätten für den Johannesprolog Pate gestanden. „Wie die biblischen Propheten, so ruft auch Johannes zur Umkehr!“, so Lapide. Das Wort von der Menschwerdung Gottes in Joh 1,14 interpretierte er als Einwohnung des Geistes Gottes im Menschen Jesus: „Jesus ist nicht Gott, aber er spricht für Gott – wie etwa Jesaja.“ In Reaktion darauf verwies PD Dr. Eva Harasta, Studienleiterin für Theologie und interreligiösen Dialog an der Akademie, auf die – notwendigerweise – unterschiedliche Deutung der Gestalt Jesu Christi aus jüdischer und christlicher Perspektive. Das Wort von der Menschwerdung Gottes in Joh 1,14 stehe an der Wiege christlich-theologischen Nachdenkens über die Person Jesu Christi und über Gott. Angesichts der harten polemischen Aussagen gegen „die Juden“ bei Johannes stellte Dr. Harasta die Frage: „Was, wenn der Antijudaismus bei Johannes ein unvermeidlicher Schatten des hohen christologischen Bekenntnisses wäre? – Das wäre schrecklich, sage ich als evangelische Theologin.“

Bei seiner Auslegung der Heilungsgeschichte aus Joh 5,1-18 brachte Yuval Lapide Impulse aus der Tradition der kabbalistischen Zahlensymbolik ein und eröffnete damit einen weiten Assoziationsraum für den Text. „Wieso erwähnt Johannes genau fünf Hallen, nicht vier und nicht drei und nicht sechs, sondern genau fünf Hallen? Die Zahl 5 verweist auf die fünf Finger an einer Hand, also auf das Begreifen und Begriffenwerden; sie verweist aber auch auf die fünf Bücher Mose, die Thora, also auf den Inbegriff der Willensoffenbarung Gottes.“ Die Heilung des Gelähmten am Teich Bethesda zeichne eine Umkehr und Bekehrung nach, einen Neuanfang im Leben des 38 Jahre lang Kranken. Das Gespräch Jesu mit „den Juden“ am Laubhüttenfest, in dem es darum geht, ob die Heilung des Gelähmten am Sabbat überhaupt erlaubt war, verrate eine intime Kenntnis des entstehenden rabbinischen Judentums, so Lapide. Denn am Sabbat die Beschneidung zu erlauben, sei eine Position des rabbinischen Judentums; dieses Problem erscheine innerbiblisch noch nicht.

Dr. Christian Staffa, Studienleiter für Demokratische Kultur und Kirche an der Akademie, hielt in seiner Reaktion auf den dritten Vortrag von Yuval Lapide fest: „Ein Neuanfang im Leben des geheilten Gelähmten wird durchaus erzählt, da stimme ich zu. Aber das heißt nicht unbedingt, dass ein Zusammenhang besteht zwischen Schuldigsein und Krankwerden. Ein solcher direkter Tun-Ergehen-Zusammenhang wäre theologisch bedenklich.“ In Bezug auf die Diskussion, was am Sabbat erlaubt sei, wies Staffa darauf hin, dass dahinter ein hohes theologisches Differenzierungsinteresse läge, ein bewundernswertes Ringen um das Verstehen des Willens Gottes, das in der protestantisch häufig dargebrachten Kritik an „Gesetzlichkeit“ ganz missverstanden würde.

Yuval Lapedes kreativer jüdischer Neuzugang zum Johannesevangelium wirkte befreiend. Eine Teilnehmerin meinte, dass das Johannesevangelium mit seinen antijudaistischen Aussagen tiefe Einritzungen in ihrem Glauben hinterlassen habe – und zu hören, dass es aus jüdischer Sicht so inspirierend neu gedeutet und entgiftet werden kann, sei für sie eine große Hilfe gewesen, um diese Verletzungen zu heilen. Ein anderer Teilnehmer hielt fest, dass er für sich eine Aufgabe zur selbstkritischen Prüfung aus der Tagung mitnehme, und zwar die, sich der unbewussten anti-judaistischen Reste im eigenen Glauben bewusst werden und die neutestamentlichen Aussagen über „die Juden“, „die Pharisäer“ oder „die Sadduzäer“ respektvoll zu deuten. Dann könne man mit den eigenen christlichen Deutungen auch einem jüdischen Gesprächspartner offen in die Augen schauen können. Mit einem Lächeln setzte Dr. Yuval Lapide deswegen das folgende Schlusswort zur Tagung: „Sehr gut, liebe Berliner, lassen Sie uns die Arbeit beginnen – gleich morgen!“

Dr. Eva Harasta